

Clara Welten

**Auf der Suche nach Leben**

agenda

Clara Welten

# **Auf der Suche nach Leben**

Eine politische Autobiographie



agenda Verlag  
Münster  
2009

Umschlagabbildung:

1. Mai, Demonstration auf dem Alexanderplatz, Berlin-Mitte, 1987,  
DDR, fotografiert von Harald Hauswald, byline (Agentur): OSTKREUZ

Portrait: G.Koll

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© 2009 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519  
[info@agenda.de](mailto:info@agenda.de), [www.agenda.de](http://www.agenda.de)  
Umschlaggestaltung: Frank Hättich  
Druck und Bindung: SOWA, Warschau/PL

ISBN 978-3-89688-365-0

## Vorwort

Am 7. Dezember 1983 wurde meine Familie aus der DDR frei gekauft. Ich war sechzehn Jahre alt. Der Zeitpunkt der Ausreise war denkbar knapp: Aus politischen Gründen würde ich die Schule nicht beenden, kein Abitur machen, kein Studium absolvieren und keinen Beruf ergreifen können. Meine Einweisung in ein Jugendgefängnis für Schwererziehbare drohte. Das Ende der eh schon begrenzten Freiheit nahte ohne Aufschub.

Als ich begann, dieses Buch zu schreiben, waren nahezu zwanzig Jahre vergangen. Und doch hatte es keinen Tag gegeben, an dem ich nicht an mein Überleben in der DDR denken musste, an dem ich es als meine erste Haut spürte, die ich nicht abzustreifen vermochte. Lange Jahre brannte sich der Unterschied von Ost und West in mein Inneres ein: Die Ausreise in den Westen bedeutete für mich keine Rettung, sondern eine erneute Unterdrückung – die meiner gewohnten Identität.

Anhand von Poesie, Prosa, Tagebucheinträgen und Auszügen aus meiner *Stasiakte* erzähle ich über das Leben „vor und hinter“ der Mauer, über meine Erfahrungen in der DDR als revoltierende Jugendliche, über den Beginn der Bewegung „Schwerter zu Pflugscharen“ der 80er Jahre sowie über meine Suche nach Leben in beiden deutschen Staaten und in Paris.

Der Hauptteil beschäftigt sich mit meiner Kindheit und Jugend in der SED-Diktatur. Als Kind der Verfechter einer christlichen Widerstandspädagogik war ich nicht nur eine frühreife Revoluzzerin, sondern peinigten mich Todesängste und quälende Widersprüche, seit ich denken kann. So konnte mein Ankommen im Westen kein befreiendes sein. Ich wanderte 1996 nach Frankreich, Paris aus: Erst das Verlassen Deutschlands, erst die Distanz zu meiner Mutter-Sprache und das Erlernen neuer Wortbezüge, erst das Kennen lernen einer

fremden Kultur haben mir schließlich ermöglicht, mich meiner Vergangenheit zu stellen.

Der finale Auslöser für die schriftstellerische Umsetzung war meine Reise von Paris nach Berlin im Jahre 2000: Ich suche die Reste der Mauer und habe Mühe, Bruchstücke von ihr zu finden. Ich schlendere bei schönstem Sonnenschein – und doch in grauer Diesigkeit – zum Potsdamer Platz, zu einem Platz, der ebenso in Köln, in Hamburg, in Bonn, in London oder Rom stehen könnte; ein instand gesetzter Ort, jedes Anzeichens seiner Vergangenheit beraubt. Im unteren Geschoss der S-Bahnstation angekommen, riskiere ich gleich mich zu verlaufen. Ich lande in einer Passage für kauffreudig zu stimmende Konsumenten. Ein Shoppingcenter nach dem anderen, Meister Proper glänzender Steinboden, auf dem man sich spiegeln kann, Essstände von Würsten bis Chinesisch und Backstuben säumen meterlang den Eingang der Station. So befinde ich mich derart heraus katapultiert aus einstiger Berliner- und aus meiner DDR-Geschichte, dass ich ein junges Mädchen, die Verkäuferin eines Standes frage, wo sich denn die Reste der Mauer befänden. Sie schaut mich verwirrt an und erwidert: „Welche Mauer“? Aus Höflichkeit erkundigt sie sich bei einer ihrer Kolleginnen, doch auch sie weiß nicht besser Bescheid. Ratlos teilt sie mir mit: „Es tut uns leid, aber wir wissen nichts.“

In einer Zeit, in der die PDS durch den Zusammenschluss mit der WASG bundesweit salonfähig geworden ist und als „allgemeine Stellvertretung der deutschen Linken“ an Bedeutung gewinnt, will die in diesem Buch vorliegende Sammlung verschiedener Bezüge zur DDR gerade eines verhindern: das Vergessen, wie es einmal war – der Alltag *drüben*, der politische Kampf Andersdenkender, die tägliche Überwachung, die Bereitschaft zur Denunziation und die Erziehung Minderjähriger zu Spitzeln.

Meinen Lebensweg beschreibe ich als Schwierigkeit,  
Hoffnung zu bewahren, als Mauern dunkle Schatten warfen...

Clara Welten, Berlin 2008





# **Leben hinter der Mauer**

## Neuanfang

6. Januar 1984 – mein erster Schultag im Westen. Ich sitze auf einer Bank. Meine Füße können den Boden nicht berühren. Die auf einem Betonblock im Karree angebrachte Holzbank ist zu hoch. Also stütze ich meine Hände auf dem Waschbeton ab, damit ich nicht so haltlos bin wie meine über dem Boden hängenden Füße. Ich befinde mich nicht etwa im Freien, sondern im überdachten Innenhof eines Schulgebäudes, in einer ausgebauten Eingangshalle, in der Bäume und Pflanzen in Kübeln stehen, Palmen und rot blühende Kakteen.

Meine neue Schule steht in einer kleinen bayerischen Stadt, in die ich mit meiner Familie, mit meinen Eltern und meiner Schwester Sarah vor drei Wochen zugezogen bin – umgezogen sind wir, nicht nur von einer Stadt in eine andere, sondern von einem Land in ein anderes, in dem man die gleiche Sprache spricht, ohne doch dieselbe zu sprechen.<sup>1</sup>

Es ist Große Pause. Mir gegenüber hat gerade ein Kiosk geöffnet, vor dem sich eine Schlange bildet. Scheinbar haben alle Schüler Geld, um etwas zu essen zu kaufen. Neben Süßigkeiten werden Suppen und heiße Würstchen angeboten. „Dass die alle Geld ausgeben können, anstatt sich Stullen mitzunehmen“, wundere ich mich. Ganz selten nur habe ich etwas in der Schulzeit kaufen können, drüben. Und wie auch damals habe ich zwei mit Käse belegte Brote in meiner Schulmappe. Aber es ist mir peinlich, die in Alufolie gewickelten Schnitten aus der Plastikdose auszupacken, vor den Augen der Schüler.

Stattdessen beobachte ich die Welt, diese kleine, die sich vor mir auftut und mit der ich so viel gemein habe wie eine Astronautin mit dem Mars. Verwundert schaue ich den Mädchen zu, die fiebrig umher laufen, aufgeregt kreischend und wild gestikulierend. Ich schaue mir die Jungen an, die in

---

<sup>1</sup> Alle Namen der Orte und Personen wurden geändert.

Grüppchen zusammenstehen und sich technische Apparate zeigen. Manche Mädchen blättern in bunt bedruckten Magazinen, über die sie heftig diskutieren. Ich höre eine von ihnen laut in die Runde lästern. Fast schreit sie vor Lachen: „Mensch, der ist jetzt total *in*! Hast Du seine Tuss gesehen? Na, die sollte erst mal ihr Gesicht operieren, bevor sie sich photographieren lässt!“ Sie hat dunkelblonde lange Haare und wirft ununterbrochen ihren Kopf nach hinten, sodass die Strähnen im Galopp um ihr Gesicht fliegen.

Ich habe keine Ahnung, was ich hier eigentlich soll, hier, in dieser Schule im Westen, unter diesen gleichaltrigen, jugendlichen Westleuten: Ich kenne die Illustrierten nicht, in denen die Mädchen blättern, habe noch nie von diesen Zeitungen gehört, wie beispielsweise von einer, die Bravo heißt, nicht von den Musikgruppen, nicht von den Schauspielern oder Sängern, die mit Photos abgebildet sind. Ich kenne weder die passenden Namen noch die zugehörigen Geschichten oder *Storys*, wie man hier sagt. Auch ist mir das Getue der Mädchen fremd: Was ist eigentlich mit denen los? Warum kreischen sie so laut? Warum lachen sie, als wenn ihnen der Kopf gleich vom Halse fiele? Und letztlich überraschen mich auch die jungen Männer: Derart viele Bekleidungsstile habe ich bisher nicht gesehen! Typen mit gefärbten Haaren, muskulösen Armen, engen Jeans, ausgedehnt weiten Jeans, Lederjacken, riesigen Packern, Ketten, Ohrringen. Diese Zurschaustellung männlicher Wesen verblüfft mich gar mehr als die der Mädchen, von der sogar ich weiß, dass sie verführerisch und sexy sein soll.

Während ich auf der Bank sitze, kommt zunächst keiner vorbei. Zum Glück! „In den nächsten Wochen werde ich immer denselben Platz wählen, in dieser Ecke, von der aus ich das Terrain und die Schüler gut überblicken kann.“ Da ich mich wie eine Astronautin fühle, abgestürzt auf einem fremden Planeten, weiß ich gar nicht, worüber ich mit den Einheimischen sprechen soll. Es gibt überhaupt keine Gemeinsamkeiten! Vielmehr bin ich erstaunt, erstaunt über diese Leichtigkeit des Daseins, über

die Oberflächlichkeit der diskutierten Themen, über die Hektik der Bewegungen, als fände vor meinen Augen ein großer Tanz statt – ein Boogie-Woogie des Lebens... Was gibt es zu lachen, dass man seinen Körper gar nicht mehr kontrollieren kann? Besonders die Mädchen werden von regelrechten Kreischanfällen geschüttelt, denen sie sich einfach so ausliefern! Anfälle, nicht etwa aus Angst oder Panik provoziert, die könnte ich verstehen, sondern aus purer Balgerei.

In meinem bisherigen Leben war alles ernst und praktisch – das Wohnen, das Einkaufen, das zur Schule gehen und sogar die Freizeit. Die meisten Leute waren froh, wenn sie genügend anzuziehen hatten, wenn genügend Kohle zum Heizen des Kachelofens da war und das Badezimmer am Morgen nicht all zu eiskalt. „Ich war froh, wenn ich meine Runden drehen konnte, von der Polizei unbehelligt! Die haben doch keine Ahnung, was es bedeutet, das Richtige in einem Moment zu sagen, der immer der falsche ist...“

Wer kannte die politische Situation und den Alltag in der DDR – die Angst, die Ernsthaftigkeit, die tägliche Überwachung, die Anspannung. Um zu spaßen hatte es einen wahrlich guten Grund geben müssen. Und gute Gründe waren selten... Wenn sich die Familienangehörigen aus dem Westen, die uns einmal im Jahr besuchen kamen, auch für das Leben in der DDR interessierten, so waren sie doch Urlauber, mit genügend Geld und Benzin für die Rückreise. Jetzt und hier kannte nur meine Familie den Alltag in der DDR – ein kleiner Kahn auf weiter See.

Auf die Holzbank gepresst, sodass sich Muster der Kieselsteinchen in meinen Handflächen abbilden, fühle ich mich ausgestoßen, ohne doch ausgestoßen worden zu sein: Ich könnte ja aufstehen und mich zu den Mädchen gesellen. Aber Schweiß klebt auf meiner Haut: „Ich bin so verdammt unbeholfen! Ich kenne keine aktuellen Themen, keine Namen, keine Filme, keine Kinos, keine Bücher, keine Klamotten-Marken! Worüber nur kann ich mit denen reden?“ Mir ist klar,

dass meine Welt, die eigentlich nur ein paar hundert Kilometer entfernt beginnt, hinter einem Grenzstreifen, dass diese so weit entfernt liegt wie die Erde vom Mars.

Wir hatten die DDR verlassen und konnten nicht wieder zurück. Da war es vielleicht nur 300 km Entfernung, von hier nach dort, um aber von einem Planeten zum anderen zu gelangen, hätten wir ein Raumschiff gebraucht. „Es ist so hoffnungslos – ich bin eine Außerirdische, umgeben von anderen Außerirdischen!“ Nichts hatten sie gemein, diese zwei Welten! Das war ja das Erstaunliche. Die Menschen im Westen glaubten, das andere Land zu kennen, weil es sich gleich nebenan befand, weil man dort auch deutsch sprach, weil es nur eine Grenze gab, die trennte und immerhin dieselbe Geschichte bis 1945. Aber wer kannte die Verschiedenheit in den Gesichtern, in den Köpfen, in den Gesprächsthemen, in der Lebensweise, im Verhalten, im Gesagten und insbesondere im Nichtgesagten? Eine Mauer türmte sich auf. Ich konnte die Trennung nicht erklären, aber fühlen. Und jeder konnte sie sehen: Eben, wie ich da auf der Holzbank saß, unbeholfen, allein, in einem Hippiekleid, das offensichtlich nicht mehr *in* war, dafür aber mein einziges und bestes!

Für den ersten Schultag hatte ich mich nämlich besonders hübsch gemacht. Ich hatte mein indisches, weites blaues Kleid angezogen und meine *John-Lennon-Nickelbrille* aufgesetzt, die ich auf einem Flohmarkt in Halle erstanden hatte. Besonders auf diese Brille war ich mächtig stolz, auch, wenn das Gestell im Winter auf der Nase gefror. Das schmerzte. Aber in der Kleinstadt war es Teil meiner Revolution gewesen, als *Beatle* herum zu laufen. Das kam einem politischen Ungehorsam gleich. Zumindest zeigte es allen: „Ihr könnt mich mal mit Eurer sozialistischen Einstellung und Ordnung!“

So kam ich in meinem besten Westkleid auf dem Schulhof des Adenauer-Gymnasiums an. Ich war davon überzeugt, Anerkennung in den Augen der anderen zu sehen. Doch in dem Moment, in dem ich selbstbewusst den Schulhof

betrete, richten sich alle Blicke kritisch auf mich. Die Schüler starren mich befremdet an. Viele drehen sich beim Vorbeigehen nach mir um. Andere zeigen mit dem Finger nach mir: „Hast Du die gesehen?“, scheinen sie zu feixen. Ich will auf der Stelle im Erdboden versinken! Damit habe ich nicht gerechnet. Auch, wenn ich gewohnt bin, angestarrt und ausgelacht zu werden, so ist es doch überraschend, dass ich in einem anderen Land, in einem anderen politischen System, nun dieselbe Reaktion erlebe, die ich noch drei Wochen zuvor auf der Straße oder auf dem Schulhof in der DDR täglich erlebt habe. „Drüben war dieses Kleid meine Revolution. Hier bin ich unmodern!“ Das war zwar inhaltlich ein wesentlicher Unterschied, doch in beiden Fällen erntete ich Ablehnung. „Ausgelacht werde ich drüben und hier...“

Erschwerend für mein Unwohlsein auf diesem Schulhof kam hinzu, dass mir die Umgebung fremd war und dass ich das Verhalten der anderen nicht einordnen konnte. Ich wusste überhaupt nicht, wie ich reagieren sollte, wohin ich schauen sollte, welchen Blick ich aufsetzen sollte! Bis vor drei Wochen hatte ich ein unnahbares, stolzes Gesicht aufgelegt und mein Herz zugemauert, auf dass mir der gesellschaftliche Ausschluss nicht mehr wehtun konnte. So war ich auf dem Kriegsschauplatz der Spannung eine Heldin geworden – ich gegen den Rest der Welt!

Doch seit dem Ankommen auf diesem Schulhof fühlte ich mich mit einem Schlag schüchtern. Die Fremde warf mich um. Damals war ich es gewohnt, unter einer Eisschicht zu existieren. Jetzt schien sie zu schmelzen und ich stand nackt, fröstelnd unter fremden Menschen, in einer fremden Stadt, in einem fremden Land. „Damals! Jetzt denke ich schon damals, obwohl es noch nicht einmal einen Monat her ist!“ Unter den abwertenden Blicken der Schüler trommelte mein Herz so heftig, dass sich die Haut auf meiner Brust auf und ab bewegte. Mir fiel es schwer zu atmen. In der DDR hatte es laut gepocht, wenn ich im Unterricht etwas Staatsfeindliches gesagt hatte;

hier klopfte es, weil ich die Außerirdische der Schule war! Ich befürchtete, dass meine Füße einknicken, dass sich meine Beine auflösen würden. Zum Glück konnten die anderen nicht das ganze Ausmaß meiner Schwindel erregenden Ohnmacht sehen; eine Ohnmacht, die meine Seele und meinen Körper in einen Taumel versetzte – auf dem Weg bis zum Klassenzimmer, zur ersten Stunde.

Nur mit Mühe aufrecht gehend kam ich dort an. Ein Mädchen fragte mich: „Ach, bist Du die Neue? Du kannst neben mir sitzen, da ist noch ein Platz frei! Komm, ich zeig ihn Dir!“ Sie versuchte, mich am Arm mitzuziehen. Doch ich verweigerte mich: „Nein, ich warte lieber auf die Lehrerin, vor der Tür! Aber danke!“ „Wie du willst!“, erwiderte sie schnippisch und ließ mich stehen. Zum Glück kam die Lehrerin, eine sympathische Frau, schon Sekunden später. Sie stellte sich kurz vor, fragte nach meinem Namen, begleitete mich in die Klasse, vor die Tafel und vor die gesamte Schülerschar. Dann erklärte sie: „Clara ist neu hier! Ich hab Euch ja schon gesagt, dass Ihr eine neue Klassenkameradin bekommen werdet. Clara kommt aus der DDR. Wenn sie Euch also fremd vorkommt, ist das ganz normal. Ich bitte Euch, sie gut aufzunehmen!“ Sie wies mir den einzigen freien Platz zu. Er lag tatsächlich neben dem Mädchen, das mich gerade angesprochen hatte. Und somit begann die erste Schulstunde: Französisch, jene Sprache, die ich nicht konnte und die ich mit Russisch ersetzen würde. Russisch hatte ich fünf Jahre gelernt und mein Wissen bei *Russischolympiaden* unter Beweis gestellt.

Nun ist die Große Pause fast vorbei. Ich schaue auf die Uhr, will schon von der Bank rutschen, als ich bemerke, dass mich meine neue Nachbarin anstarrt. Und dann kommt sie doch geradewegs auf mich zu! „Oh Gott! Wie soll denn das jetzt weitergehen?“, denke ich noch, doch das Mädchen steht schon neben mir, setzt sich auf einen der vielen freien Plätze, ohne zu fragen, und schaut mich an: „Na, Du bist also Clara! Weißt Du, wir waren schon alle mächtig gespannt auf Dich! Unsere

Lehrerin hat ja gesagt, dass Du sicherlich anders wärst als wir, und dass Du auch anders aussehen würdest, dass Du aber so anders aussehen würdest, hätten wir nicht gedacht!“ Sie lächelt: „Das ist nicht böse gemeint! Du siehst nur so furchtbar altmodisch aus! So etwas, wie das Kleid und die Brille, trägt man hier seit der Hippiezeit nicht mehr. Du bist also mindestens zehn Jahre im Verzug!“ Und wieder lächelt sie. Ich frage mich: „Wie kann sie lächeln und mich dabei so verletzen?“ Ich merke aber auch, dass sie mich nicht kränken will, sondern eben nur ausspricht, was ihr gerade in den Sinn kommt. Mein Herz schnürt sich dennoch zusammen. Das Mädchen ist noch nicht fertig: „Ich mein ja nur: Du bist wirklich anders als wir! Das sieht man gleich! Aber macht ja nichts! Das ist ja Dein erster Tag heute. Dir bleibt ja noch viel Zeit, um zu werden wie wir!“ Dann sieht sie einen Jungen und läuft zu ihm.

Sollte das etwa nett gewesen sein? Und außerdem: Wer will sein *wie wir*? Welch ein Spruch! Dann haben die drüben und hier ja wieder etwas gemein! In meinem Mund bildet sich ein bitterer, schaler Geschmack. „Man soll wohl hüben und drüben in der Masse aufgehen, sein wie sie! Dann stellt man niemanden in Frage und macht keinem angst!“ Ich fühle mich plötzlich so alt, älter als eine Sechzigjährige, älter als ein ganzes Menschenleben.

Schon die letzten Monate, vor der Ausreise aus der DDR, schien sich mein Körper mit Zentner schwerer Kohle zu füllen. Er drückte in die Erde. Ich wurde so schwer. Alle Energie wich aus mir. Als wollten sich meine Schultern, als wollte sich mein ganzer Leib dem Reich unter der Erde hingeben. „Und das ist nun mein neues Leben, unser Ziel, der Westen?“ Als ich von der Bank aufstehe, ziehe ich meine Beine hinter mir her und schleppe mich ins Klassenzimmer, bevor ich zwei Stunden später endlich nach Hause gehen darf.

Ich trete aus dem Schulgebäude heraus, blinzele gegen die Sonne. Da kommt ein Junge auf mich zu. Ich habe ihn bereits in der Klasse in der ersten Reihe gesehen. Er hat einen



Rotschopf, Sommersprossen auf der Nase und raucht offensichtlich eine Zigarette nach der anderen: ein Kettenraucher mit 16 Jahren! Diese Schwäche ist mir sympathisch. Sie ist meine eigene. Ich frage nach einer *Marlboro*, die er mir bereitwillig zwischen die Finger steckt, schon angezündet: „Hey, hast Du nicht Lust, mit uns noch in die Kneipe nebenan zu gehen? Das machen wir immer so nach der Schule, wir gehen einen Trinken – und manchmal auch während der Schulzeit!“ Er grinst mich ungeniert an. „Mein Gott, sind die frech hier“, denke ich bestürzt. Auch überrascht mich von neuem, welche Freiheit diese Sechzehnjährigen ausstrahlen: Sie machen einfach, was sie wollen, wie sie es wollen und wann sie wollen.

Heute beispielsweise, in der letzten Stunde, hatten die Schüler den Biologielehrer derart voll gepöbelt, dass er sich schreiend Gehör verschaffen musste und auch dann den Unterrichtsstoff noch nicht vermitteln konnte. Er stand hilflos vor der Klasse und wenn er nicht ein Mann gewesen wäre, hätte er sicherlich angefangen zu weinen. Das war unglaublich respektlos gewesen! So etwas hatte es in meiner Schule in der DDR nie gegeben!

Ich erwidere unterdessen dem Rothaarigen, der sich mit Tom vorstellt, dass ich dringend nach Hause gehen müsse, aber vielleicht ein nächstes Mal mitkäme. Als ich das ausspreche, ist mir bereits klar, dass es sobald kein nächstes Mal geben wird: Wir haben kein Geld zum Ausgeben.

Meine Familie hatte bei der Ausreise aus der DDR 100 DM heraus geschmuggelt, unter höchster Gefahr, versteckt in einem Kaugummipapier. Dann bekamen wir im „Ausreiselager für Flüchtlinge aus dem Ostblock“, in Gießen, etwas Geld. Aber mehr finanzielle Unterstützung gab es erst mal nicht. Ich würde für sehr lange Zeit kein Geld haben, um mit anderen etwas trinken zu gehen. Für solche Vergnügungen war auch in der DDR keine Mark übrig geblieben. Und das war es nicht, woran es mir je gemangelt hatte...

Darüber hinaus verspüre ich eher Panik statt Lust. „Nie würde ich mit den Schülern in eine Kneipe gehen! Was hätte ich wohl reden sollen? Über Mode, die mir nichts sagt, über Filme, die ich nicht kenne oder über die neuen Musik-hitparaden, die man *Charts* nennt?“ Selbst das Wort ist mir fremd.

Der Nachhauseweg ist nicht lang. Unsere Wohnung liegt etwa zehn Minuten von der Schule entfernt. Unser Zuhause! Was soll das heißen? Meine Familie ist zu viert in eine kleine Zweizimmerwohnung gezogen. Mehr können wir uns nicht leisten. Früher, also bis vor drei Wochen, lebten wir in fünf Zimmern, in einer 120 Quadratmeter-Wohnung und bezahlten etwa 50 Mark Miete. Jeder in der DDR konnte sich eine Wohnung leisten. Hier im Westen gibt es kein Schlafzimmer für meine Eltern, kein Jugendzimmer für mich und kein Arbeitszimmer für meinen Vater. Auf engstem Raum, zusammen gedrängt, hat niemand Platz für sich allein. Und das gerade jetzt, wo jedes Familienmitglied nichts dringender braucht als einen Platz, für sich ganz allein.

Ich schlendere langsam nach Hause. Ich bin gern mit mir zusammen, mit meinen Gedanken, mit meinen Gesprächen im Kopf, die Stunden dauern können, ohne dass ich deren Herrin bin. Ich habe keinen Willen über sie. Ich höre ihnen einfach zu. Das habe ich schon immer gerne getan. Als sei ich ein Gefäß, in dem sich Monologe und Dialoge ansammeln. Mit mir selbst zusammen und in meinen stillen Gesprächen verweilend fühle ich mich weniger verlassen – weniger als unter Menschen, drüben und hier. Jetzt spricht Einsamkeit zu mir: Ich habe keine Ahnung, wie ich diese Zeit, das Leben hier, überstehen soll – aus der Heimat fort gegangen, die eh keine war, angekommen in einem fremden Land, das so fremd gar nicht sein durfte. War es doch gleich nebenan! Die DDR, meine Freunde, das alltägliche Verhalten der anderen und mein eigenes gewohntes fehlen mir so sehr, dass tausend kleine Stiche meine Brust verletzen. „Auch, wenn es drüben so

schlimm war, so war es doch meine Welt, eine, die ich kannte, in der ich mich zurecht fand...“

Manchmal bin ich erstaunt darüber, dass mein Körper nicht blutet, obwohl er doch so wehtut! Niemand kann ihn sehen, diesen inneren Schmerz, weshalb er für die meisten auch nicht existiert. „Hab Dich doch nicht so! Sei doch nicht so egozentrisch. Immer geht es nur um Dich!“, erklären meine Eltern, wenn ich leide, ohne doch krank zu sein, ohne sichtbar krank zu sein. Krebs, den kann man diagnostizieren, Grippe, die kann jeder haben, aber ein inneres Leiden entbehrt jeder Rechtfertigung und gilt allgemein als Einbildung, als etwas, das man abstellen oder verändern kann, wenn man nur genügend will. Ist der Wille also nicht stark genug, so ist das Leiden selbst verschuldet... Dass die Menschen mit dieser Ansicht völlig daneben liegen, ist ihnen nicht klar: „Du musst Dich zusammenreißen!“, heißt die Standardaussage auf meine eh schon selten ausgesprochenen Worte: „Ich kann nicht mehr...“

Während ich meinen Nachhauseweg ablaufe, scheinbar monoton, frage ich mich, wie die Menschen, hier im Westen, so anders sein können. Gehören wir doch alle zum selben Volk. „Aber das gehören wir eben nicht!“, kommentiert eine meiner inneren Stimmen: „Das ist alles nur eine Illusion! Für die hier bist Du ein Unikum und sie kommen Dir vor wie aufgeregte Affen in einem brennenden Zoo!“ Ich spüre diese Trennung zwischen Ost und West so deutlich, dass sie in meinem Körper schmerzt – wie ein Riss, der mich in zwei Hälften spaltet. Und er brennt, dieser Einschnitt, als hätte mich jemand verwundet.

Jetzt hätte ich weglaufen mögen, geradewegs in den Himmel hinein. Oder vielleicht zurück? „Nein! Zurückgehen, das will ich in keinem Fall! Also werde ich all meine Kraft konzentrieren und versuchen, Menschen zu finden, mit denen ich reden kann! Es wird doch hier Friedensgruppen und politisch engagierte Leute geben!“ Und mit diesem Gedanken kann ich mich anfreunden. Die Stimme der Einsamkeit weicht der Zähigkeit, die mich ausfüllt.

Das ist mir eigen: mein Wille zum Überleben. Den habe ich auch reichlich gebraucht, seit ich auf dieser Welt angekommen bin. Seit ich denken kann, brennt ein tiefes Loch in mir, ein dunkles ohne Boden. Wenn ich darinnen bin, verzehrt es mich. Doch ich kann auch Hoffnung finden, die für Stunden mein Gefühl unendlichen Alleinseins ablöst, als existiere Tod und Leben nebeneinander, in mir. Wenn sich die Hoffnungslosigkeit zu sehr ausbreitet, dann setze ich mich irgendwo alleine hin, höre in mein Inneres und gehe bewusst auf die Suche – auf die Suche nach Licht. Früher oder später finde ich dann einen Strahl, der eine blühende Wiese erhellt, auf der meine Ideen als kleine zarte Sprösslinge keimen...

Doch nun ist es nicht mehr weit bis zu unserer kleinen Wohnung. Mein Vater wird bestimmt auf der Couch sitzen, wie er es jetzt ununterbrochen tut. Er hat keine Arbeit gefunden und wird sicher so bald auch keine finden. Er ist über 50 Jahre alt und man hat ihm zu verstehen gegeben, dass es für ältere Leute im Westen schwierig sei, eine Arbeit zu finden. Das verwirrte uns alle: Sprach Alter nicht für Erfahrung? Und bedeutete Erfahrung nicht Reichtum? Und war es deshalb nicht logischer, jemanden, der Erfahrung besaß, bei der Stellenvergabe zu bevorzugen? Auch das war neu: Nicht nur die Denkweise, dass Alter ein Mangel und unnutzes Ballast sei, sondern auch die Arbeitslosigkeit. In der DDR hatte es – offiziell – keine gegeben. Jeder arbeitete und das Geld reichte ihm normalerweise zum Leben, zum Überleben mit einem Dach über seinem Kopf. Niemand bangte um seinen Arbeitsplatz. Hier nun sollte für Vater keiner zu finden sein...

Im Westen, vor drei Wochen angekommen, sah ich meinen Vater zum ersten Mal so traurig, die Augen gesenkt, rauchend, eine nach der anderen, mit einem Gesichtszug voller Desillusion. In der DDR war er ein aktiver Kirchenmusiker gewesen, der das kulturelle Leben der Kreisstadt mitbestimmte. 30 Jahre lang hatte er seinen Beruf ausgeübt, hatte er seine politische, weil christliche Haltung wie ein Schild vor seinem

großen Bauch getragen, hatte er gewusst, welche Richtung sein Leben nahm und weshalb. Als gläubiger Christ zweifelte er weder am Sinn seines Daseins noch an seiner weltlichen Aufgabe. Wenn er einmal deprimiert gewesen war, dann wegen der immer stärker werdenden, unser persönliches Leben einnehmenden Verfolgung durch die Staatssicherheit. Bedenklich war, dass die Traurigkeit ihn hier mehr denn je zu umhüllen schien, obwohl es diesen Feind nicht mehr gab.

Ich drehe den Schlüssel im Schloss und öffne die Tür zu unserer Wohnung. Und tatsächlich sitzt er allein auf der Couch, immer an derselben Stelle, immer in der Mitte. In seinen Augen steht Wasser, als ob er Tränen vergieße, ohne zu weinen. Hat sich dieser Schritt für ihn überhaupt gelohnt? Wird er sich für mich lohnen?

Ich versuche mein eigenes Gefühl der Ortlosigkeit zu überspielen. „Na, wie war der erste Schultag?“, fragt Vater gequält, aber interessiert. Da überschlage ich mich in meinen Erzählungen: wie toll die Schule sei, wie nett die Klassenlehrerin sei, wie groß die Klasse sei, wie sehr die Schüler sich um mich bemüht hätten. Ich male meine Beschreibungen noch farbiger aus, sodass nun auch Vater die Ausführungen mit *oh* und *tatsächlich* kommentiert. Für Minuten reiße ich ihn aus seinen tristen Gedanken. Dann geht die Tür auf und meine Mutter kommt ins Wohnzimmer. Die Wohnung ist so klein, dass es praktisch keinen Flur gibt und man mit der Öffnung der Wohnungstür sogleich im Zimmer steht. „Na, wie war Dein erster Tag?“ Und nun rede nicht nur ich, sondern auch Vater steuert der Beschreibung des ersten Schultages etwas bei, so sehr haben ihn die Ausführungen in Staunen versetzt. „Clara hat gesagt, dass die Eingangshalle wie ein Schulhof ausgebaut wurde, sogar mit einem Kiosk!“ Auch Mutter schüttelt überrascht den Kopf. „Da hast Du aber großes Glück mit Deiner Schule!“ Dann tätschelt sie zärtlich mein Gesicht und beginnt, das Mittagessen aufzuwärmen.

Für ein paar Stunden vergaßen meine Eltern ihre Sorgen. Seit den Wochen der Ausreise war es nicht mehr unser Vater, der das Kommando der Familie besaß, sondern meine Mutter hatte seinen Platz eingenommen. Sie versuchte mit all ihrer Macht, mit all ihrer Zärtlichkeit und Fürsorge, neuen Mut in die Familie zu bringen, Hoffnung und Freude. Sie organisierte den Einkauf, der bei allen anderen Familienmitgliedern starke Kopfschmerzen verursachte. Sie besorgte die nötigen Zeitungen für die Arbeitssuche. Sie fragte nach dem Befinden aller, kümmerte sich um Tee und Kaffee. Sie schien mit all ihrer Liebe den Arm um die Familie legen zu wollen, auf dass nichts Böses sie bedrücke. Über meine Darstellung war sie nun richtig froh, ging es doch ihrer jüngsten Tochter, die ihnen immer die größten Sorgen bereitet hatte, gut. Damit zog ich mich in das andere, in das noch kleinere Zimmer zurück. Ich hatte erreicht, was ich wollte: Dass sich die Eltern nun keine Sorgen um mich, um die Schule und um meinen seelischen Zustand machen mussten. So war es besser!

Ich beginne mit meinen Hausaufgaben. Ich muss nicht nur die normalen Schulaufgaben erledigen, sondern auch die Nachhilfefächer vorbereiten, insgesamt fünf. Sogar für Russisch brauche ich einen Nachhilfelehrer! Hier scheine ich mit Nichts bestehen zu können: Unterstützung in Russisch also, in Mathematik, in Englisch, wo ich hoffnungslos zurück liege, in Geschichte und Physik. Ich habe keine Ahnung, wie ich je all diesen Stoff erledigen soll – neben den gängigen Hausaufgaben natürlich. Vokabeln lernen, Geschichte lernen und dabei auch noch psychisch im Lichtstrahl bleiben...

Ich lege meinen Stift beiseite. Ich gleite hinab, hinab in die Dunkelheit, die mir so bekannt ist. Über der Wiese verzieht sich das Licht in die Wolken und Dunkelheit bricht an. Ein Riss tut sich auf. Er tut so weh! Da kann ich einfach keine Schulaufgaben machen! Ich kann jetzt gar nichts mehr erledigen: mich nicht anpassen, nicht diszipliniert sein, keiner Pflicht nachkommen. Ich ziehe meinen Pullover und meine

Hose aus, lege mich unter die warme Schlafdecke, die noch auf dem Sofa, das mir als Bett dient, zusammengerollt ist. Ich kuschle mich ganz eng ein, auf dass sie mich wärme. Meine Augen brennen: „Nur eine Stunde unter der warmen Decke liegen und weinen. Nur weinen und ein bisschen schlafen! Dann kann es weitergehen!“, denke ich, bevor sich meine Augen schließen und ich in das Reich meiner Träume falle. Sie sind in jedem Fall besser als das, was ich kenne: den Alltag.

## Verlorenheit

Der Zug ist spät. Ich beeile mich, rechtzeitig zum Flötenunterricht zu kommen. Ich steige auf dem Koblenzer Bahnhof aus, renne das Gleis entlang, stürze die Treppe hinunter und laufe über die Bahnhofsstraße bis zur Wohnung meines jungen Flötenlehrers. Atemlos pausiere ich Minuten. Vor einigen Wochen nahm ich wieder meinen Blockflötenunterricht auf, den ich seit meinem fünften Lebensjahr in der Musikschule unserer Kleinstadt praktiziert hatte. Zehn Jahre später, als ich fünfzehn war, verweigerte man mir diese musikalische Erziehung aus politischen Gründen, warf mich aus der Musikschule raus und untersagte mir jegliche Unterstützung auf der Suche nach einer beruflichen Weiterbildung. Das war ein halbes Jahr vor der Ausreise in den Westen gewesen. Damals verlor ich alles, was mir je wichtig gewesen war: Meine seelische Stütze, die Musik, die mich mit meinen Eltern verband. Weder meine schulischen noch musikalischen Leistungen konnten mir nunmehr zu einer Zukunft in der DDR verhelfen: Ich hatte dort keine Zukunft mehr.

Die Staatssicherheit, die seit langem ein Auge auf unsere Familie geworfen hatte und sie immer stärker kontrollierte, ausspionierte und verfolgte, sie hatte vor jedwedem Versuch des Überlebens eine Mauer gebaut. In